

2 Theoretische Grundlagen und Vorüberlegungen

2.1 Begriffe von Zeit und Zeitmanagement

2.1.1 *Zu philosophischen und soziologischen Begriffen von Zeit*

Dieses Kapitel soll mithilfe einer Skizze von philosophischen und soziologischen Begriffen zur Aufklärung darüber beitragen, warum Zeit und Zeitmanagement offensichtlich abhängig von gesellschaftlichen und milieubezogenen Rahmenbedingungen sind. In den westlich orientierten Gesellschaften ist eine zunehmende Wichtigkeit des Themas ohne nähere Betrachtung bereits an der Quantität und Auflagenstärke von Zeitmanagementratgebern in Buchform ablesbar (vgl. u. a. SEIWERT 1989, 2001, 2005; REGENSCHEIDT 2002). In traditionelleren Gesellschaften scheint dieses Thema hingegen weitgehend noch keine Rolle zu spielen. Die Kapitel 2.1.1 und 2.1.2 sollen deshalb dabei behilflich sein, die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die individuellen Formen des Umgangs mit Zeit und den davon abhängigen Grad der Notwendigkeit von Zeitmanagement zu beleuchten. Dabei ist die Unterscheidung in traditionelle und moderne Gesellschaften idealtypisch gewählt.² Die traditionellen Gesellschaften dienen dabei eher als historischer Kontrast, um gesellschaftliche Veränderungen deutlich werden zu lassen. Es wird dabei davon abstrahiert, dass solche traditionellen Gesellschaften in Reinform kaum noch existieren und sich stattdessen meist in verschiedenen Entwicklungsprozessen befinden, die aber für diese Arbeit nicht von Bedeutung sind³. Die Begriffe „traditionelle“ und „moderne“ Gesellschaft - wie sie hier verwendet werden - sind, so wie es WEBER von idealtypischen soziologischen Begriffen verlangt, „gegenüber der konkreten Realität des Historischen relativ inhalts leer“ (WEBER 1980, 9)⁴.

„Zeit“ ist das im deutschen Sprachgebrauch am häufigsten verwendete Substantiv (SIMSA 1996, 14ff, GLOTZ 2001, 93). Im täglichen individuellen Umgang hat der Begriff eine Selbstverständlichkeit entwickelt, die meist nicht hinterfragt wird. „Wenn man mich nicht fragt, was Zeit ist, weiß ich es, wenn man mich fragt, weiß ich es nicht.“, lässt Norbert ELIAS dem entsprechend einen „klugen alten Mann“ im Vorwort seiner Abhandlung „Über die Zeit“ sagen (ELIAS 1985, VII). Auch in der philosophischen, soziologischen und ökonomi-

² zum Begriff des Idealtypus vgl. Kapitel 3.2.2

³ Zu einer genaueren Kategorisierung dieser Entwicklungsprozesse vgl. RÖHRICH 2006, der diesbezüglich in westliche Industriegesellschaften, postkommunistische Gesellschaften und postautoritäre, islamische sowie schwarzafrikanische Entwicklungsgesellschaften unterscheidet, in denen er verschiedene Unterkategorien analysiert.

⁴ betonende Leerzeichen im Original

schen Diskussion gibt es keine verallgemeinerungsfähigen Einsichten über die Zeit, sondern zwischen und auch innerhalb dieser wissenschaftlichen Disziplinen stehen sich unterschiedliche Zeitbegriffe gegenüber. In diesem Kapitel werden deshalb in Form einer Skizze der Versuche, Zeit wissenschaftlich zu fassen, die Grundlagen für die weitere theoretische und empirische Behandlung von Zeitmanagement gelegt.

In der philosophischen Diskussion standen sich traditionell neben vielen anderen Richtungen und Auffassungen zwei dominante „Schulen“ der Lehre von der Zeit gegenüber. Die auf NEWTON basierende Schule betrachtet Zeit als objektive feste Naturgröße. Sie lässt sich demnach in Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Stunden und Sekunden messen, welche sich wiederum anhand der Schwingungsanzahl von Atomen definieren lassen. Hier zeigt sich ein mathematisches Verständnis von Zeit, das losgelöst ist von äußeren Bedingungen (vgl. JUNKERMANN 2006, 16ff). Dem gegenüber steht die von KANT und DESCARTES geprägte Auffassung von Zeit als subjektiver Kategorie, die individuell als Teil der Vernunft in der menschlichen Vorstellung angelegt ist. Sie existiert nicht an sich, sondern nur durch den Menschen und ist nicht von ihm abstrahierbar. Für KANT (1998) ist Zeit kein empirischer Begriff, der aus Erfahrungen ableitbar ist; denn um solche Erfahrungen abzuleiten muss der Mensch schon einen Begriff von „Zugleichsein und Aufeinanderfolgen“ haben. KANT schließt daraus, dass die Vorstellung von der Zeit von vornherein im Menschen angelegt ist (KANT 1998, 106ff). Aber die Zeit ist bei KANT nicht nur subjektiv bestimmt, sondern eine feste Kategorie, die vor jeder Erkenntnis bereits vorhanden ist. Sie ist „a priori gegeben“. „In ihr allein ist alle Wirklichkeit der Erscheinungen möglich.“ (KANT 1998, 106). Auch wenn diese Erscheinungen wegfielen, so würde doch die Zeit an sich als „Bedingung ihrer Möglichkeit“ weiter bestehen. Ohne die Zeit kann also nichts existieren, sie ist die Bedingung jeden Seins (vgl. auch TARKOWSKIJ 2009, 84). Als solche existiert sie auch unabhängig von jeglichem Sein. Sie besteht aber nicht für sich selbst und ist ohne jedes Sein wirklich (KANT 1998, 108). Sie besteht nicht objektiv als Bestimmung, sondern subjektiv als Bedingung jeden Seins. Die Zeit ist somit „etwas Wirkliches“, allerdings nicht als Ding, sondern als „Form unserer innern Anschauung“ (KANT 1998, 112). Wie auch der Raum ist die Zeit also bei KANT eine Anschauungsform und kein empirischer Begriff (STREUBEL 2006, 79). Sie wirkt als „kategoriale Rahmenbedingung, die für alle Beobachtungen, Messungen und physikalischen Gesetz- und Theoriebildungen vorausgesetzt werden muss.“ (MAINZER 2002, 41).

Die Theorien von NEWTON wie auch die von KANT basieren auf einer Vorstellung von Zeit als einem irreversiblen linearen Ablauf, der sich auf einem Zeitpfeil darstellen lässt. Diese Denkweise manifestiert sich in der Philosophie

erstmal in einem auf HERAKLIT zurückgeführten Bild, das ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung entstand: Niemand könne zweimal in den gleichen Fluss steigen. So wie der Fluss weitergeflossen ist, so ist in der Weiterentwicklung dieses Bildes auch die Markierung auf dem Zeitpfeil vorangerückt, welche die Gegenwart als einen Punkt darstellt. Die Vergangenheit erscheint dahinter als zurückgelegte Wegstrecke und die offene Zukunft als Pfeilspitze ins Unendliche (vgl. CAPELLE 2007, 132ff).

NIETZSCHE kritisiert die diesem Gedanken zugrunde liegenden Philosophien radikal in seinem Konzept der „Ewigen Wiederkunft“. Dem linearen Zeitverlauf, wie ihn KANT und NEWTON ihrem Zeitverständnis zugrunde legen, setzt er ein zyklisches Modell von Zeit und Geschichte entgegen. Polemisch lässt er seine in Bildern sprechende Hauptfigur Zarathustra sagen: „Wenn das Wasser Balken hat, wenn Stege und Geländer über den Fluss springen: wahrlich, da findet keiner Glauben, der da spricht: ‚Alles ist im Fluss.‘“ (NIETZSCHE 2005, 154). Selbst „die Tölpel“ würden an diesem Bild erkennen, dass Balken und Geländer als Werte der Dinge *über* dem Fluss stehen. Dem philosophischen Denken in einer geradlinigen Vergangenheit und einer darauf folgenden ebenso geradlinigen Zukunft setzt NIETZSCHE den Kreis der „Ewigen Wiederkunft“ entgegen, der besagt, dass alle Ereignisse – so bedeutend oder unbedeutend sie individuell oder geschichtlich sein mögen – sich unendlich oft wiederholen.

Er bezeichnet dieses Konzept an anderer Stelle als „Das größte Schwergewicht“ (NIETZSCHE 1999, 571). Im Gegensatz zum Denken im permanenten Fluss der Ereignisse beinhaltet NIETZSCHEs Philosophie der Zeit eine starke moralische Komponente, die von diesem „Schwergewicht“ versinnbildlicht wird. Während im geradlinigen Denken in Vergangenheit und Zukunft das Vergangene ständig an Bedeutung verliert und schließlich vergessen wird, muss jeder Handelnde in der „Ewigen Wiederkunft“ gewahr sein, dass „die ewige Sanduhr des Daseins“ immer wieder umgedreht wird und jede Handlung stets aufs Neue durchlebt werden muss. Diese Schwere des Seins stellt für NIETZSCHE einerseits eine Last dar, durch die jeder Gedanke die Gewalt bekäme, das individuelle Dasein zu zerstören.

Wenn sich jede Handlung unendlich wiederholt, leitet sich daraus eine hohe Verantwortung des Individuums für sein Handeln ab. Andererseits könne die Schwere dieses Konzepts dem Individuum verhelfen „sich selber und dem Leben Gut zu werden“ und schließlich darin Bestätigung zu finden (NIETZSCHE 1999, 571). Insofern wird mit diesem philosophischen Zeitkonzept dem Leben eine Sinnzuschreibung verliehen, die das Konzept des „Alles ist im Fluss“ nicht beinhaltet. In NIETZSCHEs zyklischem Modell von Zeit und Geschichte trägt das Individuum eine viel stärkere Verantwortung für sein Handeln, dessen Auswirkungen mit gleicher Intensität immer wiederkehren, während in dem von KANT

und NEWTON zugrunde gelegten linearen Zeitverlauf die Bedeutung der Handlung in der Gegenwart am stärksten ist und mit dem Fortschreiten der Zeit stetig abnimmt, bis sie schließlich vergessen wird. Ein „Der Zweck heiligt die Mittel“ hätte demnach in NIETZSCHEs Denken keinen Platz, während es stark mit dem Denken in einem linearen Zeitablauf korrespondiert.

ELIAS (1985) kritisiert aus soziologischer Sicht die den klassischen philosophischen Zeittheorien gemeinsame Grundannahme, dass Zeit als eine lineare Naturgegebenheit bestehe; sei es in der menschlichen wie bei KANT oder in der toten Natur wie bei NEWTON. Im Gegenzug betont er die kulturelle und geschichtliche Dimension von Zeit. Gesellschaftliches Zeitverständnis entstand demnach in der frühen menschlichen Entwicklung zunächst als Orientierung an wiederkehrenden Ereignissen wie Jahreszeiten, Erntezeiten, kriegerischen Auseinandersetzungen und außergewöhnlichen Naturereignissen. So lässt sich bis heute in von der westlichen Zivilisation noch wenig beeinflussten naturnahen Gesellschaften beobachten, dass deren Mitglieder Zeitpunkte - wie etwa ihren Geburtstag - nicht mit Jahreszahlen anzugeben vermögen. Wenn überhaupt, tun sie das nur in Relation mit Naturereignissen: etwa „vor der großen Flut“ (ELIAS 1985, 17f).

Erst die Messung der Zeit mittels Kalendern und später mit Uhren machte eine Einteilung der Zeit im physikalischen Sinne und die Orientierung menschlichen Handelns an dieser Einteilung möglich. Zwar lässt sich dabei die Sekunde noch anhand der Anzahl von Schwingungen bestimmter physikalischer Teilchen definieren, dies ist aber eine konstruierte Einteilung, die nicht etwa in der Natur so angelegt ist. Um dieses Konstrukt mit der „natürlichen“ Division der Zeit in Tage in Einklang zu bringen, musste man vom Dezimalsystem abweichen und gelangte in Sechzigerschritten von der Sekunde zur Minute und von dort zur Stunde, von denen wiederum 24 einen Tag bildeten. Die Einteilung in Tage beruht auf einem anderen Bezugssystem: der Drehung der Erde um ihre eigene Achse (GEISSLER 1999, 26f; ELIAS 1985, 22ff).

Das so konstruierte System musste seinerseits zur „natürlichen“ Einteilung der Zeit in Monate in Bezug gesetzt werden. Der Mondzyklus war dabei zwar Grundlage, verlor aber seinen direkten Bezug zur Einteilung in die uns bekannten Monate. Diese Konstruktion musste nun wieder mit der Einteilung der Zeit in Jahre in Bezug gesetzt werden, die auf der Bahn der Erde um die Sonne beruhte. Auch hier zeigte sich, dass die physikalische Aufteilung der Zeit keine eindeutig vorgegebene Naturgröße war, sondern ein Kunstprodukt, für dessen Funktionieren verschiedene Bezugssysteme in Einklang gebracht werden mussten. Im Falle von Monaten und Jahren spiegelte sich diese Entwicklung in der Entstehung, Veränderung und Verwerfung verschiedener Kalendarien wider, bis sich weitgehend der heutige Kalender durchsetzte. Dieser löste das Problem der verschiede-

nen Bezugssysteme mit der Einführung eines Schaltjahres, in dem Unstimmigkeiten mit der Hinzufügung eines Tages ausgeglichen wurden.

Die Zeit ist also selbst in ihrer physikalischen Einteilung Produkt menschlicher Entwicklung, wobei der individuelle Zeitbegriff auf ein gesellschaftlich vorhandenes, über Generationen geprägtes Vorwissen aufbaut (SIMSA 1996, 16ff).

Auch das soziale Verständnis von Zeit verhält sich über die geschichtliche Entwicklung hinweg als Produkt der jeweiligen gesellschaftlichen Voraussetzungen. So gewann der Begriff „Pünktlichkeit“ seine heutige Bedeutung - als Tugend des rechtzeitigen Erscheinens zu einem verabredeten oder vorgegebenen Zeitpunkt - erst mit der beginnenden Industrialisierung im 18. Jahrhundert. Im romanischen Südeuropa und in außereuropäischen Kulturen finden sich auch heute noch von den mitteleuropäischen Vorstellungen abweichende Umgangsweisen mit diesem Begriff.

ELIAS (1985, 2001) schlägt deshalb vor, Zeit als Symbol zu betrachten. Symbole haben in der Theorie von ELIAS einen „Werkzeugcharakter“: Sie haben eine Orientierungsfunktion, eine Kommunikationsfunktion sowie eine Verhaltens- und Empfindungs-Steuerungsfunktion (ELIAS 2001, 191). Wissen und Strategien werden demnach beim Lernen in Symbole übersetzt und so enkodiert in das individuelle Wissens- oder Strategienrepertoire eingefügt. So wie die einzelnen Worte einer Sprache bestimmte Gegenstände, Handlungen oder Zustände beschreiben, dient in den modernen Gesellschaften die Zeit mit ihrer Division in physikalische Einheiten der Selbstregulierung menschlichen Verhaltens (ELIAS 2001, 11ff; GEISLER 1999, 45ff). Was die Zeit als Symbol betrifft, erfüllt sie damit vielfältige Disziplinierungsfunktionen (ELIAS 1985, XVIII).

In den bereits angesprochenen vorzivilisatorischen Gesellschaften übernahmen – wie heute beispielsweise noch in Thailand zu beobachten - die im Denken allgegenwärtigen Geister die Funktion des Regulativs von menschlichen Trieben und Affekten. Selbstregulierung findet dort statt, weil die Geister es so wollen. Sie sind die Symbole, die vom Geisterbeschwörer, Medizinmann etc. im Sinne des Gemeinwohls funktionalisiert werden. Symbole sind also zugleich Mittel der Selbstregulation wie der Fremdregulation. In den modernen Gesellschaften übernimmt die Zeit einen Teil dieser symbolischen Regulation (SIMSA 1996, 42ff).

Das ambivalente Verhältnis von Selbstregulation und Fremdregulation durch die Zeit in den wissenschaftlich-technisch orientierten Gesellschaften macht ELIAS (1985) am Beispiel einer Bahnhofsuhr deutlich: Der Blick auf diese Uhr kann den Menschen veranlassen, sich entweder auf eine längere Wartezeit einzurichten, oder aber durch schnelle Bewegung seinen Zug noch zu er-

reichen. Diese Entscheidung unterliegt zwar der individuellen Selbstregulierung, ist aber durch Fremdregulierung auf zwei Handlungsmöglichkeiten begrenzt.

Durch die zunehmende Zukunftsbezogenheit menschlichen Handelns werden Aspekte der Selbstregulierung immer wichtiger. Der Mensch ist in den modernen Gesellschaften gezwungen, seine berufliche und persönliche Zukunft selbst zu planen. In den vorzivilisatorischen Gesellschaften waren diese durch Geschlecht oder Stand vorherbestimmt. Zunehmende berufliche Differenzierung macht Richtungsentscheidungen und geplante formelle Lernprozesse nötig. Dieses Handeln und Planen auf eine weit entfernt liegende Zukunft verlangt, momentane Bedürfnisse, Triebe und Affekte zukünftig zu erwartenden Belohnungen unterzuordnen. Die individuelle Selbstregulierung von den Symbolen der Geister hin zum Symbol „Zeit“ ist eine soziale Fähigkeit, die sich in Jahrhunderten mit der Entstehung von Möglichkeiten der immer genaueren Zeitmessung und der sich daraus ergebenden Notwendigkeiten zur Einhaltung von Zeitrhythmen entfaltet hat (ELIAS 1985, GEISLER 1999, 48ff).

Ebenso wie ELIAS (1985) betont FOUCAULT (2008) die Disziplinierungsfunktion der Zeit (MESSERSCHMIDT 2008, 299). Minutiöse Zeitplanung hat sich demnach vielfach in mittelalterlichen klösterlichen Gemeinschaften als ein „strenges Schema“ entwickelt, das zur Aufrechterhaltung der Disziplin im Gebetsrhythmus angewendet und in den klösterlichen Kollegs, Werkstätten und Spitälern fortgesetzt wurde. Von dort aus setzten sich die starren Rhythmen der Tätigkeiten in die an die Klöster angeschlossenen Erziehungs- und Fürsorgeeinrichtungen fort. (FOUCAULT 2008, 192) Ab dem 17. Jahrhundert übertrug sich das religiös geformte Zeitkorsett in Schulen, Manufakturen und später die Fabriken und das Militär. Der minutiösen Zeitnutzung in allen diesen öffentlichen Bereichen lag nach FOUCAULT (2008) ein negatives Prinzip zugrunde: das des „Nicht-Müßiggangs“. Die Zeit wurde durch ihre Zerlegung in kleinste Elemente auch kleinteilig kontrollierbar und somit restlos nutzbar gemacht. Dem Zeitnutzungsimperativ liegt also ursprünglich eine religiöse Askese zugrunde, wie sie WEBER (2007) in seiner Theorie des „Geistes des Kapitalismus“ beschreibt (vgl. Kapitel 2.1.2). Ihren Höhepunkt findet die Disziplinierungsfunktion der Zeit nach FOUCAULT (2008) in den Zwangsmaßnahmen der Gefängnisse: Stundenpläne, Zeiteinteilungen, vorgeschriebene Bewegungen und regelmäßige Tätigkeiten erschaffen ein „gehorchendes Subjekt“, das sich jeder Autorität unterwirft und damit im Strafvollzug als perfekter Gefangener funktioniert (FOUCAULT 2008, 167). Hier wird das Modell von der Zeit als Symbol der Disziplinierung zugespitzt auf die Ausübung umfassender Macht. Bei ELIAS (1985) hingegen liegt der theoretische Schwerpunkt auf dem Zwang zur Selbstdisziplinierung über das Symbol Zeit. Gemeinsam ist diesen Überlegungen, dass Zeit eine starke symbolisch vermittelte Disziplinierungsfunktion ausübt, deren

Nichtbeachtung einen Ausschluss aus gesellschaftlichen Zusammenhängen nach sich ziehen kann.

Beim individuellen Zeitmanagement geht es demnach für das Individuum darum, das Symbol Zeit so zu deuten und anzuwenden, dass ihm eine Teilhabe an der Gesellschaft offen steht. Die Ausformung des Symbols Zeit unterscheidet sich dabei in unterschiedlich entwickelten Gesellschaften und auch in verschiedenen Milieus derselben Gesellschaft. An einem Beispiel aus dem Arbeitsleben wird dies deutlich: Pünktlichkeit hat in verschiedenen Gesellschaften einen unterschiedlichen Stellenwert. Während in Deutschland noch häufig der Spruch: „Des Soldaten Pünktlichkeit: Fünf Minuten vor der Zeit“ gilt, wird diese Überpünktlichkeit in anderen europäischen Staaten und noch mehr in südamerikanischen Agrar- und auch Industriegesellschaften als unnötig belächelt (BAUSINGER 2000, 26ff).

Obwohl diese Staaten sich teilweise von ihrer Wirtschaftsweise her ähneln, haben sich im Arbeitsprozess unterschiedlich starke Formen des Symbols Pünktlichkeit herausgebildet. Noch deutlicher sind diese Unterschiede im Vergleich von westeuropäischen mit orientalischen Ländern ausgeprägt. Es kann also beispielsweise für einen deutschen Arbeitnehmer, der von Westeuropa in eine südamerikanische oder arabische Filiale seines Unternehmens versetzt wird, nachteilig sein, dort mit Pünktlichkeit so umzugehen wie in seiner Heimat, weil der Symbolwert dieser Arbeitstugend dort schwächer ausgeprägt sein kann und der in Deutschland übliche Umgang mit dem Symbol Pünktlichkeit bzw. Zeit im Allgemeinen dort nicht entschlüsselt werden kann, solange keine interkulturellen Kenntnisse vorhanden sind. Ebenso dürfte es für einen südamerikanischen Arbeitnehmer in Deutschland Nachteile erzeugen, den symbolischen Umgang mit Zeit weiterzuführen, wie er in Südamerika für Pünktlichkeit steht (GEISSLER 1999, 15ff).

Aber auch innerhalb der deutschen Gesellschaft haben sich in verschiedenen Milieus und Berufszweigen unterschiedliche Umgangsweisen mit Zeit als Symbol für Pünktlichkeit herausgebildet. So hat pünktliches Erscheinen am Arbeitsplatz für einen Fabrikarbeiter einen höheren Symbolwert als für einen Zeitungsjournalisten, für den eher der Redaktionsschluss der zeitliche Maßstab ist und nicht die Werksirene, die im traditionellen Industriesektor die Anfangs- und Endzeiten der Arbeitstakte regelte wie das Fließband deren Geschwindigkeit. Pünktlichkeit ist auch innerhalb solcher Milieus und Berufszweige abhängig von Hierarchien. Im universitären Milieu ist beispielsweise die Unpünktlichkeit von Professoren gegenüber Studenten weitgehend geduldet, nicht aber gegenüber ihrem Dekan (SCHIBLI-LEU 2009, 31). Insgesamt scheint die Pünktlichkeit aktuell in vielen Bereichen an Bedeutung zu verlieren. Moderne Kommunikationstechniken, allen voran die massenhafte Verbreitung von Mobiltelefonen ma-

chen es möglich, private, aber auch geschäftliche Termine flexibel zu verabreden und kurzfristig zu bestätigen, zu verschieben oder abzusagen (GEISSLER 1999, 145ff).

Der Bedeutungsverlust der Pünktlichkeit ist für SENNETT (1998) nur ein Symptom einer sich unaufhaltsam vollziehenden Entwicklung von eingeübten Routinen hin zur Flexibilität, die alle Bereiche der Gesellschaft erfasst. Ständiger Wandel wird demnach für die Wirtschaft angesichts immer unsicherer werdender Märkte zur Überlebensvoraussetzung. Die Unternehmen verlangen deshalb von ihren Mitarbeitern, sich in flexible Strukturen einzufügen, die jederzeit verändert oder aufgelöst werden können, wenn der Markt es verlangt. Diese Flexibilität hat Auswirkungen auf das gesamte gesellschaftliche Konzept davon, was ein Berufsleben bedeutet und wirkt damit auch in den privaten Bereich hinein. Ständige Wechsel des Arbeitsbereiches und -ortes werden zur Normalität. „Der flexible Mensch“ passt sich den Notwendigkeiten der postindustriellen Wirtschaftsweise an, in der Routinen wie die auf eine feste Zeit eingeübte starre Pünktlichkeit eher kontraproduktiv wirken und stattdessen ein ständig individuell neu zu justierender Umgang mit Zeit erlernt werden muss (SENNETT 1998, 39ff). Auch BROSE u. a. (1993) analysierten in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts die Auswirkungen der ständig flexibler werdenden Arbeitsverhältnisse auf die privaten Lebensbereiche der in ihnen Beschäftigten. Parallel zum Rückgang der „Normalarbeitsverhältnisse“ verlieren demnach Kontinuitätsparadigmen generell an Bedeutung, was in seinen Wirkungen bis in die Intimbeziehungen hineinreicht: In den traditionellen Lebensbereichen Ehe und Familie findet eine „De-Institutionalisierung“ zugunsten individuell wechselnder Beziehungsformen statt, der gesamte Lebenslauf verliert an Kontinuität und wird sowohl im privaten wie auch im beruflichen Bereich eine Aufeinanderfolge von Teilkarrieren (BROSE u. a. 1993, 50ff).

Dieser Wandel vollzieht sich im angloamerikanischen Raum traditionell schneller als in dem in breiten Teilen Europas noch vorherrschenden „Rheinmodell“ (SENNETT 1998, 66ff). Letzteres ist demnach bürokratiefreundlicher und stützt deshalb eher traditionelle Wirtschafts-, Arbeits- und Lebensformen, in denen Routinen länger beibehalten werden können und die Flexibilität sich langsamer durchsetzt als im angloamerikanischen System, das schon immer ungezügeltere Formen der freien Marktwirtschaft unterstützte. Der „rheinischen Strategie“ wird häufig das Einhergehen mit hoher Arbeitslosigkeit attestiert. Sie schafft einen „dritten Arbeitsmarkt“, in dem soziale und ökologische Dienstleistungen erbracht werden, die aber oft unbezahlt bleiben oder durch ein hohes Steueraufkommen finanziert werden (GLOTZ 2001, 143ff). Angesichts der steigenden Staatsverschuldung und in Deutschland weiterhin hoher Arbeitslosigkeit kann man davon ausgehen, dass auch im durch den rheinischen Kapitalismus gepräg-

ten deutschen Wirtschaftsraum flexible Arbeitsformen immer wichtiger werden und damit auch hier eine höhere Notwendigkeit zum individuellen Zeitmanagement in fast allen Berufsgruppen entsteht. Bevor im Kapitel 2.1.4 näher auf diese aktuellen Tendenzen eingegangen wird, soll hier zunächst die historische Entwicklung der Zeitökonomie skizziert werden, um die gesellschaftlichen Voraussetzungen für den derzeitigen Wandlungsprozess deutlicher werden zu lassen.

2.1.2 Gesellschaftliche Zeitökonomie und die daraus entstehende Notwendigkeit individuellen Zeitmanagements

Max WEBER entwickelte in „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (WEBER 2007) die Theorie, dass sich die neuzeitliche Arbeitsethik mit ihrem Verständnis von Zeit als Geldwert im Zusammenspiel der industriellen Entwicklung mit protestantischen Moralvorstellungen entwickelte. Durch die protestantische Askese (nüchterne, von rationalem Handeln geprägte Lebensführung) verlor die „Magie der Außerweltlichkeit“ ihre Bedeutung für die religiöse Lebensführung des Individuums. Das göttlich vorherbestimmte Schicksal war nun nicht mehr ausschlaggebend für die individuelle Handlungsführung (WEBER 2007, 79ff). Im für die protestantische Ethik charakteristischen Mottospruch: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“ bestimmte nicht mehr der Gegenstand der Handlung, wann und zu welcher Zeit er erledigt wurde, sondern die Erledigung hing nun ausschließlich vom Handelnden selbst ab. Auch die individuelle Heilssuche wurde nicht mehr durch Magie, Zufriedenstellen der Geister oder zu erreichende Erleuchtung, sondern durch „methodisch rationalisierte Berufserfüllung“ geleitet. Nur wer seine Zeit sein Leben lang in diesem Sinne nutzte, konnte am Ende mit dem Aufstieg seiner Seele in den Himmel rechnen (WEBER 1980, 718f).

Man könnte sagen, die protestantische Ethik schuf damit zum ersten Mal eine Notwendigkeit zum persönlichen Zeitmanagement als Voraussetzung zur Erlangung des individuellen Seelenheils und beförderte gleichsam die Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise im europäisch-protestantischen Raum und später in seinen Einflussgebieten. In allen Lebensbereichen wurde die Verschwendung von Zeit „zur schwersten aller Sünden“ (WEBER). Im Zentrum der Askese stand die Arbeit, die erstmals scharf von anderen Bereichen des Lebens getrennt wurde und ihre eigene Zeit zugewiesen bekam. Die Buchhaltung wurde zum Mittel der persönlichen Kontrolle und des nach außen gerichteten Nachweises des rationalen Umgangs mit Zeit und Geld. Das rechnerische Kalkül entwickelte sich zur Basis der streng rational auf den wirtschaftlichen Erfolg ausgerichteten Arbeitsweise im Gegensatz zum „Von-der-Hand-in-den-Mund-Leben“

des Bauern oder dem „privilegierten Schlendrian“ des traditionellen Zunfthandwerkers (WEBER 2007, 64).

Auch diese von WEBER (2007) in seiner „protestantischen Ethik“ etwas sarkastisch gebrauchten Zuschreibungen machen deutlich, dass er die Entstehung der Notwendigkeit von Zeitmanagement der protestantischen Ethik zuschreibt. Der kontinentale traditionelle Bauer besitzt nach WEBER im Gegensatz zum amerikanischen Farmer noch keine Ansätze von unternehmerischem Denken (WEBER 1999, 146⁵). Er arbeitet nicht rational auf den Gewinn ausgerichtet, sondern ist ein Individualist (WEBER 1984, 631), der statt voranzuplanen lediglich passiv auf den Wechsel der Jahreszeiten reagiert. Wenn er bildlich gesprochen die Hand in den Mund legt, reagiert er mit einer wenig planvollen Geste auf das Fehlen einer längerfristigen Zeitplanung in der Vergangenheit.

Der in der Regel relativ gut situierte Zunfthandwerker hat diese unmittelbare Notreaktion nicht nötig, nutzt aber seine vergleichsweise komfortable materielle Situation, seine Zeit unstrukturiert zu verbringen und sich immer wieder der Muße hinzugeben. Für den asketisch geprägten Protestanten erscheint beides als Verschwendung von Zeit und damit von Geld. Mit seiner Formel „Time is money“ bringt der von WEBER ausführlich zitierte Benjamin FRANKLIN diese Definition von Zeit als streng zu nutzender Ressource auf den Punkt (ABELS 2007, 351ff).

Man könnte FRANKLIN angesichts seiner rigiden Regeln im Umgang mit Geld und Zeit als einen der ersten Vorläufer der heute zahlreich erscheinenden Zeitmanagement-Ratgeber⁶ bezeichnen (WEINRICH 2008, 91ff). Diese neuzeitlichen Ratgeber beziehen sich allerdings häufig auf die rationale Strukturierung der Arbeitszeit, um möglichst viel Freizeit entstehen zu lassen, ein Begriff, den es zur Zeit der Industrialisierung noch gar nicht gab. Ein Individuum aus dieser Zeit, das WEBERs (2007) Idealtyp vom asketisch geprägten Protestanten entsprach, hätte diesen Begriff in der heutigen Bedeutung kaum nachvollziehen können. Die Sphäre der Freizeit im Sinne des modernen Sprachgebrauchs wäre dem idealtypischen Protestanten vielmehr als Hort der Verschwendung erschienen, diente er nicht zur unmittelbaren Erholung, die sich der asketische Idealtypus in WEBERs Theorie nur in Form des Schlafens gönnte. Man ging früh ins Bett, um am nächsten Tag wieder rational und ordentlich seinen Aufgaben nachgehen zu können, wie es das Ziel des Erreichens des Seelenheils verlangte. Askese bezog sich also nicht nur auf den neu entstandenen Arbeitsalltag, sondern auf die gesamte Lebensführung. Freie Zeit hätte in ihr etwas Überflüssiges und Müßiges bedeutet, das dem Primat der Nützlichkeit aller Handlungen widerspräche (vgl. auch SENNETT 1998, 137ff).

⁵ Nachwort des Herausgebers

⁶ vgl. z.B. SEIWER 1989, 2001, 2005; REGENSCHEIDT 2002

Zeitmanagement in der beruflichen Bildung
Jugendliche im Umgang mit zeitlichen Anforderungen
der modernen Arbeitswelt

Dornbach, S.

2014, VIII, 361 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-06182-1